

Tod und Auferstehung der heiligen Männchen

Zu der Erzählung "Der fromme Staub der Feldwege" von Lex Jacoby

"Man muß sich Geduldsstreifen aus Leder machen, wenn man Ende März auf das Fallen eines Eichenblatts wartet."

"Die Geduldsstreifen aber, die es für eine Dorfgeschichte braucht, die schneidet man nicht aus Leder, die schneidet man aus dem Wind, der den frommen Staub der Feldwege stört."

Ein wichtiger Teil des Reizes dieser Erzählung liegt in der paradoxen Mischung von sympathisierender Satire und liebevoller Irreverenz.

Die Geduldsstreifen, die man zu benötigen glaubt, um 1990 eine Dorfgeschichte zu lesen, werden bei Lex Jacoby überflüssig: ich habe die 90 Seiten dieses Buches wie in einem Atemzug gelesen, ohne auch nur einen Augenblick das Interesse zu verlieren, schmunzelnd mit ruhigem Pulsschlag, erneut bestätigt, daß im Kleinen immer das Große enthalten ist.

Eine Oeslinger Dorfgeschichte? Eine Minimalgeschichte: drei Personen, eine Landschaft, eine Schafherde, viel Atmosphäre (nein, nicht "stimmungsvoll", viel Atmosphäre). Dazu eine (vielleicht) nebensächliche Story: die Entwendung eines kostbaren Altars und seine wundersame Wiederfindung ("Ähnlichkeiten mit..."). Die Personen? Eventuell Oeslinger Käuze: ein Mindestlohnschriftsteller, der mit der Ideallinie seiner Erzählung kämpft; der Bauer Hanlein, dauernd orakelnd, sprachkarg aber nicht wortarm; die "Vierzehn Stationen", ein anderer Bauer von einem leichten religiösen Wahn befallen. Beide registrieren und kommentieren den Raub des figurenreichen Retabels, der "heiligen Männchen", die "unerhörte Begebenheit", die von jeher eines der Hauptmerkmale klassischer Novellen darstellt.

Mit schlafwandlerischer Sicherheit aber vermeidet Lex Jacoby die üblichen Muster der Gattung "Dorfgeschichte". Gerade die deutschsprachige Literatur ist in dem Sinn belastet: nur schwer vertragen wir heute die ideologieverdächtigen Bauernromane, die eine paternalistische Weltordnung, das tiefe Einverständnis mit der selbstverständlich heilen (deutschen) Erde und Gott persönlich anpreisen, die intakte Familie, die Sitte, die saubere Zufriedenheit der Armut, das gesunde Dorf gegenüber der pervertierten und übertechnisierten Stadt als Werte besingen - gerade in einem Augenblick, wo diese Werte schon lange in die Krise geraten sind. Solche Romane, die mit Vorliebe in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts geschrieben wurden,

standen in besonders hohem Kurs in der Nazizeit. Aber auch schon damals durchschaute man die Scheinidylle, und aus dieser Perspektive erwuchs eine zweite Art von Dorfgeschichten, wie etwa Anna Seghers sie mit dem "Kopflohn" (1933) einleitete: nicht der intakte Bauernclan, sondern zerrüttete Familien, ein in heillose Schulden verstricktes Landproletariat, das die eigenen Mitglieder, besonders die Frau, knechtet und ausbeutet, standen im Mittelpunkt der Darstellung. Diese Anti-Idylle hat besonders in der Literatur nach 1970 ihre Erneuerer gefunden; erwähnen wir Adolf Muschg mit seinen "Liebesgeschichten" oder die entlarvenden Dorfromane von Franz Innerhofer.

Mit beiden Spielarten hat die Erzählung von Lex Jacoby wenig zu tun: weder verliert er sich in verklärer Scheinbukolik noch hält er das Vergrößerungsglas auf Wunden und Perversitäten. Darin liegt gerade das Wunder seiner Kunst: Wie kommt ein Schriftsteller aus ohne besonders interessante Figuren, ohne spannende Handlung, ohne Psychologie, ohne Philosophie, ohne Politik? Und doch sind alle diese Elemente latent vorhanden, aber nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form, sondern verwandelt in Sprache, in poetische Sprache, in "Erzählung". Und deshalb ist es auch so schwer zu sagen, was den Leser effektiv anspricht. Es ist nicht der mögliche Schlüsselroman über die Helzener Klaus; es ist nicht die Originalität Oeslinger Musterkäuze: es scheint mir eher das Zusammenspiel von Erzählhaltung und Ton zu sein. Die subtile Art, wie Jacoby beispielsweise gleichzeitig die Stellung seiner Protagonisten einzunehmen scheint und sich doch wieder ironisierend distanziert, diese paradoxe Mischung von sympathisierender Satire, von liebevoller Irreverenz machen einen wichtigen Teil des Reizes aus. Hinzu kommt allerdings die Kunst des Aussparens. Wie in einem guten Bild halten sich die wenigen Elemente in einem prekär anmutenden Gleichgewicht, das aber gerade wegen der scheinbaren Vorläufigkeit seiner Stabilität auf keinen Millimeter verzichten kann und dadurch eine beeindruckende innere Geschlossenheit aufweist.

Vom Oeslinger Dorf Schneepfenfeld bis zur schlecht behüteten Klaus ist es nicht weit, doch auf diesen spärlichen Quadratkilometern erleben wir die ganze

Welt: nach dem Raub der heiligen Männchen erscheinen - etwas spät - die "Prälaten" und die "Geheimen", das heißt: die "ganze" Kirche und die "ganze" Bürokratie. Wie im "Logbuch der Arche" geht Jacoby nicht gerade schonend mit Autoritäten um, zu diesen gehören auch Regierung und Presse.

... "Dann kam er auf die Männer von der Sicherheitsbehörde zu sprechen: Die arbeiten nun schon fieberhaft in ihren Amtsstuben, die halten in der linken Hand den Telefonhörer und in der rechten den Kugelschreiber, die setzen alle Räder in Bewegung. Und vor ihnen auf ihren Schreibtischen liegen riesige Landkarten ausgebreitet, Generalstabskarten, auf denen selbst die unscheinbarsten Wildwechsel eingezeichnet sind und alle eingestürzten Brunnen..."

Was aber nun die Räder betraf, die die Männer der Sicherheitsbehörde an den Tagen nach Ostern in Bewegung setzten, so waren es ungemein stille Räder. Die ersten Räder, die man kurz nach Ostern in Bewegung sah, waren jene, die die Presse in Bewegung gesetzt hatte, aber diese Räder waren schnell. Diese Räder schnurrten, vor diesen Rädern pfiß der Wind. Er pfiß auch der Sicherheitsbehörde um die Ohren." (S. 58)

Zwei Aspekte haben mich bei der Lektüre allerdings stutzig gemacht. Zunächst einmal ist es erstaunlich, daß beim Raub eines künstlerisch wertvollen Altars in einem luxemburgischen Dorf eine Figur überhaupt nicht vorkommt: der Herr Pfarrer. Taktischer Griff

des Autors oder Zeichen der zunehmenden geistlichen Verwaisung unserer Dörfer?

Zweiter Zettel für den Meckerkasten: Jacoby hat eine Vorliebe für poetisch-ironische Aphorismen, die er virtuos variiert. In dem "Logbuch" waren es die gesammelten Aussprüche der Braunbären, hier sind es die Maximen des Bauern Hanlein. Mit aller Achtung, die Oeslinger Lokalpropheten gebührt: spricht so ein Bauer - oder schreibt so vielleicht ein Jacoby in Hochform?

Der Autor hat seine Geschichte den "Oeslinger Freunden der letzten dreißig Jahre" gewidmet. Man wünscht ihm allerdings weit mehr Leser. Doch man kann sich fragen, ob die jüngeren unter ihnen die nötige kirchliche Vorbildung besitzen, die zahlreichen Allusionen besonders aus dem Bereich der Karwoche und der Passion zu verstehen, welche die kompositorische Geschlossenheit des Erzählten ausmachen. Schade, wenn sie die wohlwollende Respektlosigkeit nicht mitbekämen. Schade auch, wenn sie nicht merken sollten: in diesem Stück Dorfleben steckt die ganze Welt.

Paul Maas

**Lex Jacoby - Der fromme Staub der
Feldwege. Alex Jacoby,
Bereldingen 1990, 91 Seiten.**
